

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Zum Kampf der Geister
Autor: Schaffner, Erwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

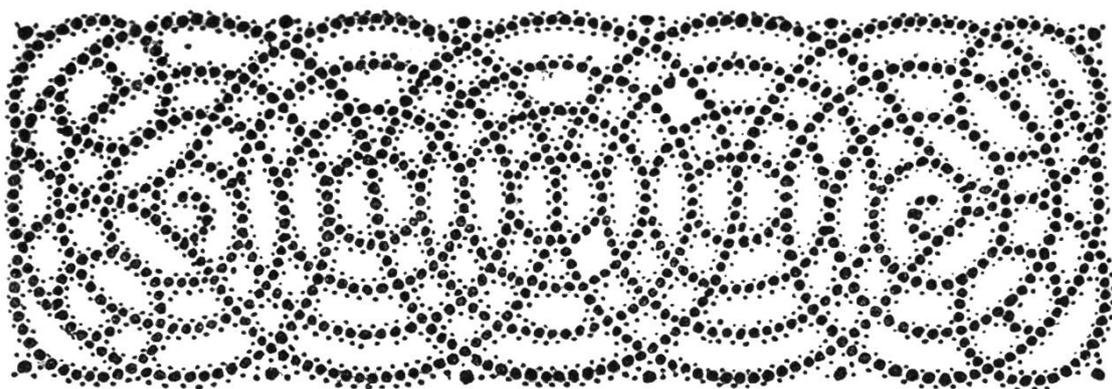
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZUM KAMPF DER GEISTER

„Damit ein Ereignis Größe habe, muss zweierlei zusammen kommen: Der große Sinn Derer, die es vollbringen und der große Sinn Derer, die es erleben. An sich hat kein Ereignis Größe, und wenn schon ganze Sternbilder verschwinden, Völker zu Grunde gehen, ausgedehnte Staaten gegründet und Kriege mit ungeheuren Kräften und Verlusten geführt werden: Über vieles derart bläst der Hauch der Geschichte hinweg als handle es sich um Flocken.“

Diese Worte Nietzsches, mit denen er seine vierte *Unzeitgemäße Betrachtung* eröffnet, sind heute recht zeitgemäß geworden. Zwar kann man nicht mit Schiller klagen, dass die große Zeit ein kleines Geschlecht finde. Wenigstens am großen Sinn „Derer, die es vollbringen“ — und das sind schließlich die einfachen, schlichten Soldaten — dürfen wir nicht zweifeln. Nie haben die Tugenden der Vaterlandsliebe, der Tapferkeit, der Treue, des Ausharrens, der Kameradschaft in hellerem Glanze gestrahlt. Und zwar verdienen dies hohe Lob dieser ausschließlich kriegerischen Tugenden die Soldaten aller kriegführenden Staaten.

Wie steht es aber mit dem „großen Sinn Derer, die es erleben“? An Fragen dieser Art hat schon der Artikel von Herr Prof. Bovet: *Wo bleibt die Kritik?*¹⁾ gerührt.

Dieser verdienstliche Mahnruf zur Besonnenheit, ein einsamer Stern in der trüben Wetternacht der Leidenschaften, richtete sich allerdings nur an eine Kategorie der Intellektuellen, an die Gelehrten. Gegen die Professorenphalanx, die das unter schweren geistesgeschichtlichen Kämpfen errungene Prinzip der wissenschaftlichen Kritik in diesen kritischen Tagen preisgab und mit einem gewaltigen

¹⁾ *Wissen und Leben*, Heft 1, 1914, Jahrg. VIII.

Rückschritt in die Scholastik der Welt mit der Enumeration von Autoritäten die Heilswahrheit verbürgen will.

Mit Recht wendet sich jeder redlich Denkende ab von dieser politischen Patristik, die sich in einer unvorsichtigen, leidenschaftlichen Weise mit ihrem Namen für Tatsachen verbürgt, die dem Bereich des wirklich Bewiesenen vorläufig noch entzogen sind.

Autorität gegen Kritik! Damit gibt uns der Krieg ein unerfreuliches Repetitorium der Geistesgeschichte der letzten tausend Jahre. An „Kritik“ hat es zwar seit Kriegsbeginn nie gefehlt. Gekrittelt, genörgelt, auf Grund einseitiger Feststellungen verdammt und *hin*-gerichtet wurde auf allen Seiten. Zu der Bovet'schen Feststellung, dass der Begriff der Wissenschaft unter dem Einfluss des Merkantilismus gesunken sei, kann man ergänzend sagen, dass das Wissen, dessen Schiboleth eben „kritisch“ hieß, eine ungeheuerliche Überschätzung erfahren hatte in den letzten Jahrzehnten. Und zwar dies nicht nur im Gegensatz zum Glauben, wie Herr Prof. Bovet meint, sondern im Gegensatz und auf Kosten des ganzen Gefühlslebens, das auf der gesamten *αἰσθησις* im weitesten Sinne beruht. Gefühl, Empfindung war nur noch ein Objekt der Psychoanalyse, wurde aber unter Gelehrten sonst in Wort und Schrift ängstlich, wie eine *res pudenda*, vermieden. Das wissenschaftliche Prinzip der Kritik war entartet zu einem sterilen Skeptizismus. Die Spezialisierung der Wissenschaften, gegen die Nietzsche im *Zarathustra* und in seinen *Unzeitgemäßen* in heiligem Zorne kämpfte, hatte eine Verkümmerng des wissenschaftlichen Menschen zur Folge. So kam es, dass jetzt „Winkelintellekte“, nach Nietzsches Ausdruck, das welthistorische Geschehen von ihrer engen Froschperspektive aus beurteilen. Von diesen „abstraicteurs de quintessence“, die Rabelais verhöhnt, hat jeder seine Spezialität, worin er durch das vielberühmte „kritische Wissen“ Meister ist, und wenn es nur „das Gehirn des Blutegels“ wäre, wie Zarathustra spottet.

So ist ganzen Generationen heutiger Gelehrter durch diesen akademischen Spezialisierungstendenz die eine Haupteigenschaft des wirklichen Kulturmenschen abhanden gekommen, eigentlich weg gezüchtet worden, nämlich die Fähigkeit, die Tatsachen alles Geschehens im Mikro- und Makrokosmos in ihren *großen* ursächlichen Zusammenhängen und Verknüpfungen zu sehen. Groß sehen!

und zwar nicht in einem uferlosen Trieb sand eines historisierenden Dilettantismus herumirrend, der eben so wenig brauchbare Resultate liefert, wie die alles zerfasernde, myopisch eingestellte Skepsis, sive entartete Kritik, sondern in jener vorbildlichen Art, wie sie Göthe Schiller im Epilog zur *Glocke* nachrühmt. „Im dunkeln Buch mit heiterm Blicke“ lesen, braucht allerdings mehr als ein auf empiristischen Krimskrams eingestelltes „kritisches“ Vermögen. Dazu braucht es vor allen Dingen jene Gerechtigkeit höchster Art, die nicht auf Paragraphenkenntnis dieses oder jenes Gesetzbuches, dieser oder jener Moral, abstellt, sondern auf die allgemein und jederzeit gültigen Gesetze alles menschlichen Handelns, die im ungeschriebenen Gesetzbuch der Humanität festgelegt sind.

„On ne peut être juste si on n'est humain.“ Von Vauvenargues stammt dies Wort. Wenn auch im gegenwärtigen Chaos der Leidenschaften alle Maßstäbe des Rechts und der Moral wertlos geworden sind, in dieser Maxime haben wir einen Leitstern zu bessern Tagen. Freilich dürfen wir die Humanität nicht in sentimental-weinerlichem Sinne auffassen, wie es vor dem Krieg geschah. Daraus resultierte — dies beweisen die Tatsachen — keine Gerechtigkeit, wie sie unserer Zeit not tut, sondern ein selbstgerechtes Kritteln und Nörgeln, ein zweck-, ziel- und sinnloses Gerede über Moral und Kultur.

Über deutsche, französische und englische Kultur haben jetzt tausend Leute geschrieben. Keiner sah, dass durch die Tatsachen dieses Krieges das Problem: „Was ist Kultur? und wie ist Kultur möglich?“ der Menschheit auf eine neue, unerhört eindringliche Art gestellt wird.

In ungeheurem Tiegel sind durch das Feuer der Kriegsleidenschaften die althergebrachten Begriffe von Recht, Moral, Gesittung, kurz alle Gesetze der Kulturvölker in weißglühenden Fluss gebracht. Statt nun darauf zu denken dies Glockengut in eine einzige Glocke von reinem, vollem Klange, zu einer arischen, alle indogermanischen Völker umfassenden Kultur zu gießen, rüstet sich jede Nation, und in jeder Nation jede wissenschaftliche, artistische oder politische Clique mit einem Raub am Allgemeingut durch ein Sonderkanälchen ihre eigene, alte Narrenschele wieder zu gießen. Dann soll das Narrengeläute der Nationalisten, der Chauvinisten, der „Pan“-isten aller Art, überhaupt aller -isten, -ianer — und

-iker wissenschaftlicher, künstlerischer, politischer, soziologischer, religiöser Observanz wieder von neuem beginnen. Sollen wirklich die ungeheuren Blutopfer, die jetzt gebracht werden, durch den „kleinen Sinn Derer, die es erleben“ zu einem Schauspiel welt-historischen Unsinn werden?

Alle Völker, alle Regierungen lehnen die Verantwortlichkeit für den Kriegsausbruch ab. Niemand findet den Mut, sich als Angreifer zu bekennen; alle wollen Verteidiger sein. Soll das heißen, dass keine Regierung ein *Kriegsziel* nennen kann, das vor den strengen Richteraugen der vergangenen und der kommenden Geschlechter ohne Scham bestände? Dass alle irgendwie nennbaren Ziele angesichts des Ewigkeitswillens der Menschheit, den man Kultur nennt, zu entsetzlich kleinen, krämerhaften, hässlichen Lüsternheiten und sehr animalischen Begehrlichkeiten des Menschen von heute zusammenschrumpfen? Eine andere als diese, die heutige „Kultur“ in erbärmlicher, widerlicher Nacktheit zeigende Deutung, könnte nur der finden, der in allem Geschehen, im materiellen wie im geistigsten, das grause Spiel sinnlosen Zufalls sähe, in das der menschliche Geist gleichsam zur Erlösung vom tödlichen Alldruck der Willensunfreiheit das tröstliche Gesetz von Ursache und Wirkung hineingesehen hätte.

Vor diesen beiden gleich trostlosen Alternativen rettet den Intellektuellen, den Kulturgläubigen unserer Tage nur ein Drittes. Was Soldaten, Krämer und Diplomaten nicht können und nicht wagen, wird ihm zur höchsten Pflicht: der Sinnlosigkeit dieses brudermörderischen Krieges zwischen den arischen Edelvölkern einen Sinn und ein Ziel zu setzen. Dieses große Ziel, das freilich noch im fernen Reich des Ideales wohnt, ist eine gemeinsame arische Kultur.

Die kulturgeschichtliche Tatsache, dass durch den Zusammenschluss verschiedener völkischer oder stammhafter Kulturen *eine* große, wertvolle Kultur geschaffen wird, können wir historisch-genetisch an Griechenland und Rom sehen. Statt eines merkantilen Imperialismus, der wenigstens eines der schamvoll verschwiegenen Ziele dieses Krieges zu sein scheint, postulieren wir eine *kulturelle Symmachie* der jetzt kriegführenden Völker. Welches Volk dabei die Hegemonie als Primus inter pares einnimmt, kann dem Kulturhistoriker grundsätzlich irrelevant sein. Vor einer sterilen Unifor-

mität, einer Chinoiserie großen Stils, wird diese Zukunftskultur bewahrt werden durch die mannigfaltigen völkischen Individualitäten, die nach Stämmen, Sprachen, Temperamenten, Neigungen und Fähigkeiten so verschieden sind wie einst die vielen griechischen Landschaftchen und Stadt-Stättchen, die doch den bis jetzt höchsten, einzig dastehenden Typus des Kulturmenschen hervorbrachten. Dies ist ein Ziel, würdig der Würde der Wissenschaft und der Göttlichkeit der Kunst, des Schweißes der Edeln wert.

Ungeheuer groß ist die Aufgabe die hier der Intellektuellen harret. Es hat sich herausgestellt, dass das Weltbild, das in den letzten Jahrzehnten einige „Affengenealogen“, wie Nietzsche einmal höhnt, aufstellten, dem Kulturwillen der Menschheit nicht adäquat ist. Der Krieg lehrt die Völker anders, größer zu sehen. Von ganz sekundärer Bedeutung ist dabei, ob das neue Weltbild auf „absoluter“ „kritischer“ Wahrheit beruhe. Die lebenerhaltende, lebensfördernde Täuschung des schönen Scheins ist ein mindestens ebenso wichtiges Erfordernis zu höchster Kultur als kritische Wissenschaftlichkeit. Gerade an der Kultur der Griechen lässt sich nachweisen, dass mit der Überschätzung der Polymathie, der „Vielwisserei“, vor der einst Heraklit gewarnt hatte, die wertvollere Kultur der Vorsokratiker, Homers und Aeschylus der virtuosenhaften Künstlichkeit des Euripides und der nüchternen, unfruchtbaren Kompendiengelehrtheit des Aristoteles weichen musste. Wie bezeichnend im Vergleich zu heutigen Verhältnissen ist es doch, dass diese vollblütige Hellenenkultur, deren Reich allerdings „nicht von dieser Welt“ war, abgelöst wurde durch den Länderhunger des barbarischen Alexander, des Schülers des Aristoteles, der, allerdings indirekt, so zum Urheber der alexandrinischen Kultur und der Scholastik wurde. Sind nicht Länderhunger und nüchterner Alexandrismus heute die Hauptmerkmale des Wissenschaft und der Politik?

Vor allen Dingen wird es nötig sein, den Begriff „Kultur“ einer Revision und Reformation zu unterziehen. Ist dieser Begriff auch kein absoluter, sondern nach Zeiten und Völkern verschiedener, so ist er doch gerade insofern festgelegt als wir dem Begriff Humanität einen Vorstellungsinhalt zu geben vermögen. Dabei soll uns ferne sein, human mit milde, schlaff, nachsichtig, mitleidig zu verwechseln. Die harte Schule dieses Krieges erinnert die

Völker, dass Tugend von taugen und Tüchtigkeit kommt. Durch diese Festsetzung eines Grundprinzips der neuen Moral und Kultur werden allerdings einige politische, soziologische, moralische und religiöse Doktrinen über den Haufen geworfen. Neue Geschlechter werden diesen Kulturschutt auf die Seite räumen um neuen Werten Licht und Raum zu schaffen. Die Wahrheit der neuen Zeit wird wieder das blanke Schwert führen, wird nicht mehr mit Mikroskop und kritischer Brille bewaffnet sein. Um ihre grandiose Nacktheit aber wird die Kunst den Schleier der Dichtung weben. So hat Goethe, so haben die Hellenen die Welt geschaut.

Wäre diese hier nur in kaum geahnten Umrissen gezeichnete Zukunftskultur eine Utopie, die nie Wirklichkeit würde, so möchte allerdings der Kulturgläubige heute verzagen. Betrachtet man das Gebahren der Intellektuellen, und darunter verstehen wir nicht nur die Gelehrten sondern auch die Künstler und namentlich die Führer der Presse, so scheint allerdings wenig Hoffnung zu bleiben. Statt sich zu bemühen mit einer Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe, die *Über dem Ringen* steht, wie Romain Rolland in diesen Blättern schrieb, die erhaben ist über chauvinistische und nationale Beschränktheiten, die althergebrachten Schranken, die Hass und Unverstand einst zwischen den Völkern errichteten und die ein verwerflicher, enger Eigennutz der regierenden Kasten bestehen ließ und erhielt, niederzureißen, sieht man Koryphäen der Wissenschaft und geistige Sackträger gleichermaßen emsig bestrebt, diese Schranken höher zu türmen, die trennende Kluft weiter aufzureißen und die spärlichen geistigen Fäden, die zwischen den Völkern die letzten Jahrzehnte geknüpft hatten, alle zerreißen. Aus der historischen Rumpelkammer werden alte verlogene Rassentheorien den Völkern aufgetischt, ungefähr ebenso stichhaltig wie die biblische Legende von Sem, Ham und Japhet. Namentlich bietet hiefür ein empörendes Beispiel der Kampf zwischen den deutschen und französischen Intellektuellen. Den Franzosen wird ein ausschließliches Keltoromanentum suggeriert, was durch die einfache historische Tatsache widerlegt wird, dass Frankreich seinen Namen vom *germanischen* Stamm der Franken hat, dass, nach dem eigenen Urteil einsichtiger Franzosen (z. B. Stendhals), Westgothen, Burgunder, Normannen und anderes germanisches Blut im heutigen Frankreich das eigentlich kulturelle Element bilden. Die Franzosen haben

vielleicht besseres germanisches Blut als die Preußen, deren Name schon slavisch ist, wo aber heute die Hochburg des Pangermanismus ist.

Und was haben die deutschen Intellektuellen getan um das Vorurteil gegen französische Kultur, das erst durch Lessing, dann durch die Freiheitsbarden von 1814 und 1870 geschaffen wurde, auszurotten? War es politisch opportun, war es geistige Trägheit, dass in Deutschland die wahre französische Kultur eine terra incognita blieb, trotzdem die besten Geister der Nation, ein Schopenhauer, ein Nietzsche immer wieder über die Grenze nach Westen wiesen und gegen die „Deuschtümelei“ eiferten?

Ein ganzer Heerbann von Fragen und Problemen tritt auf den Plan sobald man sich erst die Frage stellt: Wie wird nach dem Kriege die europäische Kultur sich gestalten? Alles ist im Fluss, alles ist vorläufig fraglich. Vor allen Dingen der Begriff Kultur selbst. Dies möchten wir namentlich dem Raisonement über *Die kulturellen Folgen des Krieges*, das Herr Konrad Falke in Nr. 1 dieses Jahrgangs von *Wissen und Leben* anstellte, entgegenhalten. Dass einzig und allein in der Form des Lebens die Kultur liege, wie er behauptet, ist eine ästhetisierende Theorie, die vielleicht vor dem Kriege in einigen literarischen Zirkeln Glauben fand. Man wird sich aber darauf besinnen, dass im Begriff Kultur Form und Inhalt einander organisch bedingen. Die schöne Form ist kein Ding für sich, sondern ein accidens des tüchtigen, gesunden Inhaltes. „Reif sein heißt alles!“ Dies goethe'sche Wort zeigt uns in welchem Punkte Form und Inhalt, im Materiellen wie im Geistigen, zur Einheit, zur Kultur werden. Kultur ist ein Pflegen, Hegen und Züchten bestimmter Eigenschaften; sie ist kein Samariterdienst am Unheilbaren. So betrachtet ist es ein Widerspruch, wenn Falke „auch der zartesten, lebensuntüchtigsten Kultur“ das Wort redet. Das „Stirb und Werde“, die dionysische Tragödie des arischen Edelblutes wollen wir nicht als kritische Nörgler, aber auch nicht im Dienst morschgewordener Idole einer überlebten Pseudokultur miterleben.

„Was fallen will, das sollt ihr auch noch stoßen!“ Dieser harte Befehl Zarathustras soll das Evangelium unserer Zukunftskultur sein. Ängstlichen Gemütern machen wir dabei von vornherein die Konzession, dass sich dies Wort nicht gegen die sozialen und sanitären Bestrebungen vernünftiger Nächstenliebe richtet.

Erblicken wir darin auch nicht, wie Viele meinen, die ganze Humanität, so doch einen wesentlichen Bestandteil der Humanität in unserem Sinne. Was fallen will, fallen soll und fallen muss ist eine lange Reihe politischer, sozialer, nationaler, chauvinistischer, iuristischer, moralischer, religiöser und ästhetischer Doktrinen, von denen nur allzu sehr Goethes Wort gilt: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort.“ Diese chinesischen Mauern des Menschengestes, ein Rudiment aus dem Mittelalter, werden durch den Krieg ins Wanken gebracht. Im kräftigen, vereinten Stoßen, in dieser vorläufigen Destruktion erblicken wir die positive Hauptaufgabe der Intellektuellen unserer Zeit. Über die völkischen Schranken hinweg wird so die Internationale der Kultur triumphieren und kann durch geistige Evolution des Humanitätsbegriffes vor der von allen Seiten drohenden politischen Revolution mit ihren sinnlosen Schrecken Europa erretten. Darin liegt der „große Sinn Derer, die es erleben“.

RIFFERSWIL

ERWIN SCHAFFNER



AN EINEN LIEBEN DEUTSCHEN DICHTER H. H. ZU EIGEN

Von EMIL SCHIBLI

Ich habe alles Licht und allen Weg verloren,
Und wandere allein, in tiefer Not und Qual!
Dein Lied nur ist mir Trost. Dein Lied aus Not geboren.
Du bist mein guter Freund und Bruder allzumal!

Und ob ich auch allein um die Erfüllung ringe,
Und ob ich allzeit weiß: dir bin ich fremd und fern,
Dein Lied weckt meine Seele, dass sie mit dir singe,
Und was uns eint: Wir haben weder Glück noch Stern!

Uns ist gegeben, immer ohne Ziel zu wandern
Und immer ohne Rast und immer ohne Ruh
Auf fremden Straßen fort; von einem Ort zum andern.
Wo eine Türe offen steht, schlägt man sie zu!

Nimm diesen Gruß, einsamer lieber Sturmgesele!
Ich bin von langer, schwerer Irrfahrt müd wie du.
Wir beide kennen keines Heimathauses Schwelle . . .
Nun sucht mein Herz wie deins die letzte ewige Ruh.

